



Barbara Prainsack, Alena Buyx (2017) Solidarity in Biomedicine and Beyond (Cambridge Bioethics and Law)

**Cambridge University Press, Cambridge, XIV + 231 Seiten,
93,00 €, ISBN 978-1-107-07424-8**

Markus Zimmermann

Online publiziert: 23. Januar 2020
© Springer-Verlag GmbH Deutschland, ein Teil von Springer Nature 2020

Entwickelt im Kontext der Emanzipationsbewegungen der 68er-Jahre, stand die Bioethik von Beginn an ganz im Zeichen der Autonomie. Die Loslösung von ärztlichen, politischen sowie rechtlichen Paternalismen und das Interesse an der Behauptung *individueller* Freiheit bestimmten die bioethischen Agenden bis weit in die 2000er-Jahre hinein. Die Idee der Solidarität und der mit ihr verbundene Ansatz einer *relationalen* Autonomie waren zwar nicht unbekannt, führten jedoch ein Schattendasein.

In dem von Barbara Prainsack und Alena Buyx im Auftrag des Nuffield Council erstellten Bericht „Solidarity. Reflections on an Emerging Concept in Bioethics“ haben die beiden Autorinnen bereits im Jahr 2011 auf eine sich verändernde Realität und bioethische Sensibilität hingewiesen. Auf dieser Basis haben sie eine Monographie erarbeitet, die 2017 in der renommierten Reihe „Cambridge Bioethics and Law“ erschienen ist. Der Politikwissenschaftlerin Barbara Prainsack und der Medizinerin Alena Buyx ist mit diesem Buch ein systematischer Entwurf gelungen, der zugleich gesellschaftliche Entwicklungen aufnimmt, diese sozialwissenschaftlich deutet sowie ethisch zuspitzt. Der Text oszilliert stets zwischen sozialwissenschaftlichen und ethisch-normativen Deutungen der Solidarität, was die Lektüre trotz ausgezeichneter Leser-Führung zu einer Herausforderung, aber auch zu einem intellektuellen Vergnügen macht.

Einer ausführlichen Einleitung (Kap. 1) folgen drei Buchteile: Der erste (Kap. 2–4) ist der Theorie, Geschichte, Definition und den normativen Ansätzen der Solidarität, der zweite (Kap. 5–7) drei bioethischen Fallbeispielen und der dritte (Kap. 8) Schlussfolgerungen und einem Ausblick gewidmet.

Prof. Dr. M. Zimmermann (✉)
Fribourg, Schweiz
E-Mail: markus.zimmermann@unifr.ch

Solidarität unterscheide sich von der Charity oder Nächstenliebe darin, dass es bei erstgenannter um das Zusammenstehen Gleichgestellter, also um *symmetrische* Beziehungen gehe (S. 4). Public Health, Verteilungsgerechtigkeit im Gesundheitswesen, die globale Ungleichverteilung sowie die Idee eines spezifisch europäischen Grundwerts werden als die Themenbereiche identifiziert, in welchen die Solidarität in der Bioethik bislang Beachtung gefunden habe (S. 7). Dieses Themenfeld möchten die Autorinnen erweitern, namentlich um die Bereiche Biobanken, Personalisierte Medizin sowie Organspende (Kap. 5–7).

Ein wichtiger theoriehistorischer Anknüpfungspunkt besteht für sie in der Loslösung des Solidaritätskonzepts von sozialistischen, religiösen und anderweitig ideologischen Konnotationen (S. 38). Positiv betonen sie den Grundgedanken des Zusammenstehens Gleichgesinnter, kombiniert mit der Beobachtung, dass Menschen durchaus auch Dinge tun, die nicht nur ihnen selbst, sondern auch anderen zu Gute kämen. Ihre Definition lautet:

Unter Solidarität wird die in der Praxis umgesetzte Grundhaltung verstanden, (finanzielle, soziale, emotionale oder anderweitige) Kosten zugunsten der Unterstützung anderer Menschen zu akzeptieren, mit denen die handelnden Personen relevante Ähnlichkeiten erkennen. (S. 43, 52).

Es geht also weder um Freundschaft, den familiären Zusammenhalt noch um puren Altruismus, sondern um eine gesellschaftliche und somit auch politisch-praktisch relevante Dimension des Zusammenstehens von Menschen, die einander in relevanter Hinsicht gleichen. Die Idee beruhe einerseits darauf, dass in relevanter Hinsicht einander gleichende Menschen sich *de facto* miteinander verbunden fühlten (S. 53), andererseits auf der normativen Ansicht (dem Wert, der Axiologie), dass sie diese Verbundenheit auch wahrnehmen und in konkrete Handlungen umsetzen sollten (S. 63, 93). Die Autorinnen unterscheiden systematisch drei Stufen gelebter Solidarität: solidarische Praxis auf der interpersonellen, auf der Gruppen- und auf der legalen Ebene (S. 55).

In den drei Anwendungskapiteln wird das Anliegen der beiden Autorinnen deutlicher: Es geht ihnen um die *Erkenntnis* und das daraus erwachsende solidarische *Engagement*, dass es bei den Biobanken, der personalisierten Medizin und der Transplantationsmedizin um Fortschritte mit einem enormen „social benefit“ (S. 97) gehe, der nur dann realisiert werden könne, wenn möglichst viele Menschen ihre Skepsis und ihr Unwissen überwinden sowie sich solidarisch beteiligten. Ohne diese Anwendungsdiskurse hier angemessen würdigen zu können, wird doch klar: Die mit den gewählten drei Themen verbundenen ethischen Herausforderungen – beispielsweise die Anerkennung der Widerspruchslösung bei der Organspende, des Generalkonvents bei den Biobanken, der mögliche Missbrauch oder die kommerzielle Nutzung von persönlichen Daten, um nur einige besonders umstrittene Punkte zu nennen –, lassen sich nicht mit einem Appell zur Solidarität lösen. Den Anspruch, eine Lösung zu bieten, erheben die Autorinnen allerdings auch nur bedingt; in erster Linie geht es ihnen um die Betonung des sozialen Fortschritts, des dafür nötigen sozialen Kits und die Motivation, Erkanntes auch praktisch umzusetzen.

Wie notwendig der politisch-ethische Diskurs bleibt, auch dann, wenn politische Solidarität *de facto* an Bedeutung gewinnt, zeigt das im Schlusskapitel erwähnte

Beispiel der Flüchtlingskrise 2015 in Deutschland, von den Autorinnen als Beispiel für gelungene Solidarität dargestellt (S. 179): Die damit verbundenen solidarischen Hilfsaktionen sind allerdings bis heute sowohl politisch als auch ethisch heftig umstritten und werden sehr unterschiedlich eingeschätzt.

Mit dem Band legen die Autorinnen einen systematischen Entwurf vor, der zukünftige Bioethik-Diskurse zur Solidarität prägen wird. Ein Problem, das dabei unvermeidlich sein wird, ist die Debatte der „Wer-Frage“ (der „Frontiers of justice“, um es mit einem Buchtitel von Martha Nussbaum zu formulieren): Solidarität bewirkt stets Inklusion *und* Exklusion. Sind die Adressaten *alle* Menschen wie beispielsweise in der katholisch-sozialethischen Tradition, dann werden die Tiere exkludiert; sind es, wie im vorliegenden Band vorgeschlagen, wechselnde Teile der Menschheit, bleibt in jedem Einzelfall zu beantworten, wer vernünftigerweise ein-, wer hingegen ausgeschlossen werden sollte. Das hier vorgeschlagene Kriterium der – mit den sozialen Kontexten je ändernden – relevanten Ähnlichkeiten reicht meines Erachtens nicht aus, um Diskriminierung und ungerechte Exklusion zu vermeiden.

Das Buch sei allen, die an der Deutung der Zeichen der Zeit in bioethischen Diskursen interessiert sind, als Grundlagenlektüre und Nachschlagewerk empfohlen.